

Konzert-Manie

Autor(en): **Bundi, Gian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Flatternde Haare fallen dem jüngsten noch in die frohe Stirn. Den andern ist schon die Tonsur aufs junge Haupt geschoren.

Unter den Zypressen steht ein Anäuel. Eng ineinander. Die Köpfe zusammengereckt. In der Mitte leuchtet ein buntes Kleid. Ein blutjunger Offizier. Er erzählt. Zeigt Bilder. Und die jungen Mönchlein hören mit klopfenden Herzen und heißen Wangen von der Welt, der großen Welt.

Da tönt eine Glocke. Der Buben Augen werden ernst und weit. Ihre Glieder straffen sich. Demütig legen sich die Hände im weiten Ärmeltuch übereinander. Still und in gemessenem Gang schreiten sie den Hügel hinan, dem Kloster zu.

II.

Die Kinder singen. Ihre Stimmen klingen herb und sind doch von unendlicher Süße. Sie winken. Rufen. Sie umkreisen mich. Sie sind die Sterne am Nachthimmel. Sie klingen wie Glocken hoher Dome. Sie leuchten, weiße Blütengärten.

Die Kinder singen. Singen nicht Töne. Wissen nichts von Harmonien. Aber ihre ganze Seele ist Gesang. Und ihr Herz schwingt und singt mit.

Hört ihr die Stimmen, die euch rufen? Hell rufen durch die dunkle Nacht!

Ich lausche. Meine Seele tut sich auf. Ist wie ein dürstender Mund. Jahre steigen auf. Längst vergangene. Vergessene. Stehen groß und heilig vor mir.

Die Stimmen rufen. Hell. Voll Unberührtheit. Voll keuscher Schönheit.

Wehmut würgt mir am Herzen. Er-



Kunstleben im Aargau.

Max Burgmeier: Porträt.

innerung steigt aus dunkeln Pforten ans Licht.

Ging mir nicht etwas unsäglich Großes und Schönes verloren? Klingt nicht ein Wunderland ganz fern? Unnennbar. Unerreichbar.

Alle Sehnsüchte verlornen Jugend brennen heiß in meinen Augen. Sehnsüchte nach jenen Zeiten voll herber Süße und Reine. Wo jeder Tag ein Wunder war.

Und plötzlich lerne ich das Wort wieder verstehen, das oft verkannte: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...

Still! Sie singen...

De profundis libera nos Domine!

Konzert-Manie.

Von Gian Bundi, Bern.

Man erlebt es gar oft, daß Leute, die sich zu den „Gebildeten“ zählen, darüber in Aufregung geraten, wenn einmal irgendein berühmter Klaviertiger vor leerem Saal gespielt hat. In der Regel wird dann weiblich gelästert über die barbarischen Einwohner der Stadt, die

keinen Sinn für wahre Kunst hätten, und wie die schönen Redensarten alle lauten. Und da solche Klagen gerade zu Beginn letzten Winters häufig zu hören waren, mag es erlaubt sein, an dieser Stelle auf gewisse Erscheinungen im Konzertleben unserer Zeit einzugehen —

allerdings nicht im Sinne jener „gebildeten“ Leute.

Am liebsten möchte man mit einem Seufzer beginnen: „Wohin seid ihr verschwunden, schöne Tage, da man noch in unsern Städten darüber klagte konnte, daß, wie man so sagt, ‚nichts los‘ sei?“ Heute — ach du lieber Gott! Heute ist sehr viel „los“, so viel, daß die Frage als berechtigt erscheint: Soll das wirklich so weitergehen? Und dieser Frage liegen nicht etwa die Erfahrungen von Zürich, Basel oder Genf zugrunde, sondern die von Bern, einer Stadt, die nie im Ruhe stand, nach der Palme einer Führerin in Kunstdingen zu streben. Also in dieser gut bürgerlichen, vielleicht sogar ein wenig nüchternen Stadt erlebten wir während langer Wochen eine erschreckende Hochflut von Solistenkonzerten. Und meist war das Ende so, daß berühmte und nicht berühmte Pianisten, Geiger, Sänger, Rezitatoren am Morgen nach ihren Konzerten mit zürnender Miene ihre Börse leerten und merkten, daß erheblich weniger drin war als vor dieser Unternehmung. Immer und immer wieder standen die Stühle und Bänke zu fünf Vierteln leer, so daß es im Kasino schon vorkam, daß der Künstler zu Beginn des Konzertes vom großen in den kleinen Saal übersiedelte, weil ihm der Anblick der gähnenden Leere einfach unerträglich war.

Soll das wirklich so weitergehen? Ist es ein gesunder Zustand, wenn so offenkundig „Wohltat zur Plage“ wird? Zunächst einmal vom Standpunkt des Künstlers aus gesehen: Es handelt sich in sehr vielen Fällen nicht um junge Talente, die etwas dran wagen müssen, wollen sie in der Öffentlichkeit bekannt werden, vielmehr um Größen von europäischem Rufe. Daß nicht nur künstlerische Gründe, sondern auch durchaus reale ihren Unternehmungen zugrunde liegen, darf hier wohl ausgesprochen werden, ohne daß die davon Betroffenen sich beleidigt zu fühlen brauchen. Sehr viele unter ihnen kommen keineswegs her, um uns biedere Eidgenossen geistig zu erbauen und zu erheben; es locken sie ganz andere Dinge. Der „paradiesische“ Zustand unserer Valuta ist sicherlich in den meisten Fällen das treibende Element, und kein Verständiger wird jene Künstler deswegen gering schätzen. Wenn man weiß, wie bitter die Bewohner der durch den Krieg verelendeten Länder heute mit dem Leben zu kämpfen haben, so wird man ihnen einen glückseligen Zufluß von unsern schier unermesslichen Schweizer Franken von Herzen gönnen. Aber, wie die Dinge heute liegen, ist der tatsächliche Verlauf meist genau umgekehrt. Der Künstler kauft sich mit seinem sauer erworbenen Geld teure Schweizer Franken, kommt in die Schweiz und gewinnt dabei nicht, sondern verliert. Und zwar nur des-

wegen, weil die Zahl derer, die mit solchen Hoffnungen zu uns kommen, in gar keinem Verhältnis steht zur natürlichen Aufnahmefähigkeit unseres Konzertpublikums.

Ich kann mir denken, daß mancher dagegen einwendet: Was kümmert uns denn das? Laßt sie doch kommen, wenn sie durchaus ihr schönes Geld dran setzen wollen! Dieser Einwurf führt zur zweiten Frage: Frommt unserm Konzertpublikum dieser Ueberfluß? Ich sage mit aller Entschiedenheit: Nein, er frommt nicht, er schadet. Er gewöhnt die Leute wieder, wie in den Zeiten des Virtuositentums, immer zu fragen: „Wer spielt?“ nicht „Was wird gespielt?“ Er gewöhnt die Leute zu einer Ueberschätzung der reproduktiven Kunst gegenüber der eigentlich schöpferischen. Und, was noch schlimmer ist: wir geraten in eine Zersplitterung des Kunstgenießens hinein, die mit tödlicher Sicherheit zu einer argen Verflachung führen muß. Denn, wenn auch die meisten Konzerte der Solisten schwach besucht sind, zählt man alles zusammen, so sind's ihrer immer noch viel zu viele, die durch irgendeinen berühmten Namen ins Konzert gelockt werden.

Wenn heute der Bewohner einer mittleren Stadt die großen Sinfonie- und Kammermusikonzerte der einheimischen Gesellschaften besucht und etwa das Beste, was Oper und Schauspiel bringen, in sich aufnimmt, so hat er für einen Winter übergenug zu verdauen; denn schließlich kommt's nicht nur aufs Hören an. Wer wirklichen Genuß haben will, der muß sich vorher und nachher mit dem Kunstwerk, das aufgeführt wird, beschäftigen, sonst bringt ihm das Konzert wohl eine augenblickliche Sensation, aber nichts, was ihm innerlich haften bleibt. Wer nicht genug Klavier spielen kann, um sich wenigstens den Klavierauszug einer Sinfonie oder einer Oper durchzusehen, der sollte doch versuchen, sich musikhistorisch oder biographisch auf die Werke einzustellen durch Lektüre irgendeines guten Buches. Wie soll aber ein Mensch dazu Zeit gewinnen, wenn er sich verpflichtet wähnt, jeder Berühmtheit nachzulaufen?

Die Hausmusik — sie wird wohl bald zu den schönen Erinnerungen an bessere Zeiten gehören! Die „Konzertmanie“ unserer Tage droht ihr völlig den Garaus zu machen. Man will nur immer hören und hören, aber nicht selber versuchen, in den Geist irgendeines großen Werkes einzudringen. Und doch ist der Nutzen viel größer, wenn man selbst sich eine Beethoven-Sonate meinetwegen vorstümpert, als wenn man sie ohne Vorbereitung von irgendeiner Größe hört. Und gar das Zusammenspiel gebildeter Dilettanten, das vor Jahrzehnten so eifrig gepflegt wurde! Wo ist es geblieben? Es kommt einem heute recht sonderbar vor, wenn

man liest, daß der Kaiser Franz von Oesterreich, als er Anno 1813 in Basel in einem Patrizierhause logierte, sich nach dem Essen ans erste Geigenpult setzte und mit Herren aus seinem Gefolge Quartett spielte! Damals konnten das sogar Fürsten; heute müßte man unter den Abonnenten der großen Konzerte lange suchen, bis man einen fände, der da mitmachen könnte.

Die fiebernde Hast, die dem Erwerbsleben unserer Zeit seinen besondern Charakter gibt, hat nun leider aus dem

Konzertleben einen Konzertbetrieb gemacht. Das Musizieren ist ein Geschäft wie jedes andere und wird nach geschäftlichen Grundsätzen „fabrikmäßig betrieben“. Ich meine damit nicht, daß die Künstler alle Schuld dafür treffe; nicht sie sind es, die das „Geschäft“ machen, das sind andere, und damit komme ich auf eine Erscheinung, die bei uns als Kriegsfolge angesehen werden muß.

Man erinnere sich an die großen Gastspiele der Jahre 1916 und 1917. Zuerst kamen die ganzen Orchester und Theatertruppen; dann aber kamen die Solisten, und das geschah nicht von ungefähr. Als die Konzertagenten der großen ausländischen Städte merkten, daß unser Publikum sehr empfänglich war für die Genüsse, die jene großen Gastspiele vermittelt hatten, die, wie ja heute wohl jedermann zugeht, auf Staatskosten erfolgt waren, begannen sie sich unser Land näher anzusehen, und dieses Interesse der ausländischen Geschäftsleute wurde immer brennender, je tiefer die Valuta in ihren eigenen Ländern sank. Zugleich aber fing auch in unserem Lande dieser Erwerbszweig an, sich zu dehnen und zu wachsen. Vor dem Krieg kannten wir den eigentlichen „Berufsagenten“ noch nicht; einige Musikalienhandlungen beschäftigten sich etwa nebenher mit dem Arrangement von Konzerten; aber sie begnügten sich meist damit, dem ihre Dienste zur Verfügung zu stellen, der sie verlangte. Jetzt gibt es in unsern großen Städten Agenturen, die



Kunstleben im Aargau.

Otto Wyler. Stilleben.

ein Interesse daran haben, die Künstler ins Land zu ziehen, die an die Konzertgesellschaften lange Listen von konzertierenden Künstlern versenden, mit denen sie gewissermaßen „handeln“. Die soliden kleinen Agenten aus der Vorkriegszeit suchen wohl auch heute noch selbst den Strom zu dämmen, indem sie den Künstlern von Konzerten abraten, die sicher finanziell mißglücken würden. Die neuen „Großen“ aber betreiben die Sache völlig als Geschäft. Was kümmert's sie, ob der Künstler draufzahlt? Wenn nur ihre Gebühren entrichtet werden.

Nur wenn das Konzertpublikum selbst grundsätzlich jedes Zuviel ablehnt, so daß sich Mißerfolg auf Mißerfolg häuft, werden die Künstler schließlich wohl stutzig werden und den Lockrufen der Agenten nicht mehr so willig folgen wie jetzt. Dann wird das Geschäft des Agenten aufhören, ein „gutes Geschäft“ zu sein, und darin liegt die einzige Möglichkeit, dieser ungesunden Ueberflutung der schweizerischen Konzertsäle, die den Künstlern und dem Publikum viel mehr schadet als nützt, ein Ende zu machen.